

## **Rede des AStA-Vorsitzenden Jakob Horneber zur Eröffnung des akademischen Jahres am 18. November 2011**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
liebe Studierende und Lehrende,  
liebe Universitäre und Außeruniversitäre

wir haben uns hier versammelt, um den Beginn eines neuen Akademischen Jahres zu begehen, Ein neues Jahr der Diskussion und des Zuhörens, des Lesens und Schreibens, des Zweifelns und Verstehens ..., kurz des Studiums; des Studiums für uns alle: Für die Studierenden ohnehin, aber auch für die Lehrenden und schließlich alle Interessierten, die ebenfalls die Universität besuchen. Ein neues Jahr des Studiums. Das gibt Anlass, sich mit dem Studium zu befassen – vor allem aus der Sicht derer, die nun ein Studium aufnehmen.

Warum an der Universität studieren? Was ist der Sinn des Studiums? Viele Antworten sind denkbar und viele Antworten würden sicher gegeben von den hier Anwesenden.

Studium zum Erlernen von Grundlagen, zum Vermitteln von Wissen. Zur Anwendung von Methoden. Zum Verstehen von Zusammenhängen. Und vielleicht sogar Studium als Selbstzweck, als Prozess der persönlichen Entwicklung.

Und das als Basis für die Wissenschaft, als Ausbildung für den Lebensweg, als Qualifikation für die spätere Berufspraxis, oder gar als Grundstock für den wirtschaftlichen Erfolg des Landes.

Viele Ziele sind vorstellbar, viele Ansprüche werden ausgesprochen. Vieles wird auf und in ein Universitätsstudium projiziert. Mehrere Tausend Studierende beginnen jedes Jahr allein in Bonn ihren Weg an der Universität. Manche mit großen Plänen und andere vielleicht noch völlig ungeplant. Doch irgendwo im Hintergrund steht für die meisten die spätere Berufsperspektive. Was wird mit dem Studium? Was wird

nach dem Studium? Viele Statistiken sprechen dafür, dass ein Studium gute Aussichten auf eine sichere Arbeit, eine sichere Zukunft bietet. Die Zahl der Akademiker in Deutschland wächst stetig und ebenso die Nachfrage. Ohne akademischen Abschluss sind weite Teile des Arbeitsmarktes kaum mehr zugänglich. Das Studium in seiner heutigen Form ist ein Erfolgsmodell... zumindest quantitativ. Aber was bedeutet Erfolg im Studium? Woran lassen sich erfolgreiche Studierende, Lehrende, oder im Vergleich miteinander erfolgreiche Universitäten erkennen? – Erfolg stellt sich relativ zur Position der anderen dar und muss so zunächst einmal immer messbar sein. Es lassen sich eine Reihe von Kriterien finden, anhand derer die Qualität und letztlich auch der Erfolg eines Studiums bewertet wird:

Die Messbarkeit der finanziellen und personellen Ausstattung der Fächer; der Anzahl der Publikationen; der Auszeichnungen; der Praktika, zertifizierten „Soft Skills“ oder Auslandsaufenthalte; der Studiendauer; des Einkommens nach dem Studium; der erreichten Position in Wirtschaft und Gesellschaft usw.

Auch unser universitäres Bildungssystem bleibt nicht frei von äußeren Einflüssen und dem Kriterium der Messbarkeit von Qualität.

Klar: Die Universität ist keine Insel, die außerhalb aller Interessensphären, Einflüsse und gesellschaftlichen Aufgaben steht; und umgekehrt mischt auch unsere Universität mit und will erfolgreich sein. Und so stellt man sich dem Wettbewerb unter den Universitäten, den Fakultäten, den Fachrichtungen und den einzelnen Lehrenden; man macht den Weg frei für die Forderungen und Bedürfnisse der Wirtschaft und der wirtschaftlichen Verwertbarkeit des Studiums.

So werden kleine Fächer geschlossen, weil sie zu wenig oder zu viele Studierende haben; weil sie nicht mehr in die gesellschaftlichen und universitären Leitvorstellungen passen. Die Studiendauer muss optimiert werden; der Praxisbezug garantiert; der gerade Karriereweg produziert. Und damit das Ganze messbar und sichtbar ist, stellt man sich nationalen und internationalen Rankings. Nach zwei

Jahren der Nachdenkens, der Enthaltensamkeit und berechtigter Kritik wurde zum aktuellen Wintersemester der Wiedereinstieg der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in das CHE-Ranking beschlossen. Ein bisschen mehr Transparenz und Validität hat man den Bertelsmännern abgerungen. Vor allem aber sind die Signalfarben des ehemaligen Ampelsystems – die zuvor in der Bonner Geisteswissenschaft allzu oft grellrot leuchteten – dezentem Grau bzw. Blau gewichen.

Das deutlich intransparentere und eindimensionalere sogenannte Shanghai-Ranking wurde ohnehin schon vorher völlig unkritisch gefeiert. In dieser Rangliste werden knapp ein Drittel der Punkte für Nobelpreisträger bzw. Fieldsmedaillengewinner vergeben – die übrigen Punkte ergeben sich durch die Auswertung von Zitationen; in hauptsächlich englischsprachigen Fachzeitschriften. Lehr- und Studiensituation spielen nicht einmal eine untergeordnete Rolle.

Ein Schelm, wer hauptsächlich die erfolgreiche Stellung Bonns als Ursache der unhinterfragten Akzeptanz des Shanghai-Rankings vermutet.

Wirtschaftliche Gründe? Konkurrenzsituation mit anderen Universitäten? Sichtbarkeit in der deutschen, der internationalen Bildungslandschaft? Erfolgsdruck durch Bundes- und Landesregierung? Gewiss. Es mag durchaus Gründe geben, sich – vermeintlichen – äußeren Zwängen zu beugen.

Jedoch scheint es in vielen Bereichen nicht äußerer Druck allein, sondern die Selbstverpflichtung zur Konkurrenz, zum messbaren Erfolg (was immer damit im Einzelfall gemeint sein mag).

Und machen nicht alle mit? Wer will nicht gerne exzellent sein – und sich das dann auch noch offiziell bescheinigen lassen?

Der eigene Anspruch, sich zu verbessern, ist zunächst nichts Negatives. Leistung ist nicht per se verwerflich. Dennoch ist die Universität kein marktwirtschaftliches Unternehmen; das wird sich hoffentlich auch nicht ändern. Stichworte wie Marktführung, Gewinnsteigerung, Prozessoptimierung funktionieren an der

Universität nicht. Denn die Universität besitzt Kernaufgaben und Kernkompetenzen, denen sie auch nachkommen muss; egal, welcher Aufwand damit verbunden sein mag. Und Sie spüren sicherlich meine Skepsis der Ökonomisierung gegenüber. Und auch die Messbarkeit des Studiums bzw. des Studienerfolgs sind begrenzt. Denn sind es nicht eigentlich ganz unmessbare Gründe, aus denen sich ein Universitätsstudium erst den Ruf – auch auf dem Arbeitsmarkt - erworben hat. Qualitäten einer akademischen Ausbildung, die deren Erfolg ausgelöst und beschleunigt haben und nun – durch ihren Erfolg und die daraus entstehenden Interessen, was ein Studium alles sein soll – gewissermaßen ihre eigene Konkurrenz heraufbeschworen haben.

Gemeint sind selbstständiges Handeln und der kritische Umgang mit Thesen und Konzepten ebenso wie Abstraktionsvermögen; eigenverantwortliche Zeitaufteilung; die Fähigkeit, eigene Ideen zu entwickeln, zu vertreten, zu verteidigen, zu verwerfen; relevante Informationen von irrelevanten zu unterscheiden; nachzufragen und verstehen zu wollen; auch Verantwortungsbewusstsein, ja sogar politische Mündigkeit.

Diese Stärken stehen vermutlich im Mittelpunkt aller Studienziele, unabhängig davon, wie die Eingangsfrage beantwortet wurde. Diese eigenen Stärken darf die Universität ruhig selbstbewusst – noch besser: deutlich selbstbewusster – vertreten. Es sind diese grundlegenden Eigenheiten des akademischen Studiums, die, unabhängig vom erworbenen Fachwissen, einen Großteil des Erfolgs der Absolventinnen und Absolventen ausmachen.

Es kann nicht Ziel sein, alle Bildungs- und Ausbildungswege in der Universität aufgehen zu lassen. Manche Berufsziele lassen sich nicht sinnvoll durch ein Universitätsstudium verfolgen und das ist auch richtig so. Umso wichtiger ist es jedoch, dass ein Studium in den Bereichen, in denen der Besuch der Universität unumgänglich ist, all denen, die dieses Ziel anstreben, möglich gemacht wird. In diesem Punkt besteht noch weitgehender Handlungsbedarf, völlig abseits des Exzellenzstrebens. Einige Beispiele:

Es ist bekannt, dass das deutsche Bildungssystem sozial hoch selektiv ist. Das gilt nicht nur für die Schulen, sondern auch für die Universitäten. Die Herkunft determiniert die Bildungschancen, eine gleiche Ausgangsbasis ist zu keinem Zeitpunkt gewährleistet. Bildungsfinanzierung und insbesondere die *Vermeidung von Ungleichheit* durch Fördermöglichkeiten sind aus diesem Grund eine öffentliche Aufgabe – und keine rein universitäre, sodass ich der geplanten Stipendienstiftung einige Skepsis entgegenhalten muss.

Ausländische Studierende bedürfen ebenfalls häufig besonderer Unterstützung und Förderung, um ein Studium aufnehmen und dann auch abschließen zu können. Orientierung im neuen Land, Zeit, die Sprache zu erlernen, Hilfe bei der Suche nach Wohnung und Arbeit.

Studierende Mütter und Väter tun sich oft nach wie vor schwer, Studium und Elternschaft zu vereinbaren, ohne großen Zeitverlust, ohne tägliche Hürden.

Und ganz besonders in der Gleichstellung bleiben weiterhin enorme Defizite. Noch immer liegt – auch und gerade in Bonn – die Quote der Dozentinnen und vor allem Professorinnen weit, weit unter der der männlichen Pendanten. 11% Professorinnen in Bonn aktuell - und das, obwohl Frauen über die Hälfte der Absolventinnen ausmachen.

Vor kurzem wurden im Senat zusätzlich auch die Olympioniken als eine besonders schutzbedürftige Gruppe entdeckt, denen mithilfe einer Quotenregelung der Einstieg ins Studium erleichtert werden muss.

Das alles ist, abgesehen von der letzten Gruppe vielleicht, nichts Neues. Die Probleme sind bekannt. Das Bildungssystem ist unterfinanziert, darüber werden wir uns nicht streiten müssen. Aber auch eine Universität hat ganz eigene Mittel, um zu fördern, um Bildung für alle zu garantieren, um möglichst gleiche Ausgangspositionen zu schaffen und Schwächen des Systems nicht weiter zu verstärken. Für die genannte Gruppen, aber auch für alle anderen.

Grundvoraussetzung dafür ist der freie Zugang zur Bildung. Finanzielle Unterschiede

dürfen kein Ausschlusskriterium sein, deshalb ist es richtig, dass auf Studiengebühren verzichtet wird – werden muss. Auch ausreichende Studienplätze in Bachelor und Master tragen zur Bildungsgerechtigkeit bei.

Aus eigener Erfahrung als Student dieser Universität und als Vertreter der Studierendenschaft kann ich sagen, dass es darüber hinaus zahlreiche Möglichkeiten gibt, innerhalb der Uni auch ganz ohne große finanzielle und infrastrukturelle Aufwendungen, Abläufe und Situationen zu ändern und auf diesem Weg zu mehr Chancengleichheit und Durchlässigkeit des Systems, der Entlastung arbeitender und familiär eingebundener Studierender sowie nicht zuletzt zu einer Steigerung der Zufriedenheit bei Studierenden – und nicht selten auch bei Lehrenden – beizutragen.

Etwa durch Flexibilität der Studienpläne, durch Anreize zum Auslandssemester, durch die Anerkennung ungewöhnlicher Prüfungsleistungen oder Fächerkombinationen, durch die Ermöglichung von Mitgestaltung und das Schaffen von Raum für Orientierung und Findungsprozessen. Durch faire Bewertung und die Garantie eines geschlechtergerechten Umfelds und äquivalenten Perspektiven.

Am allerwichtigsten jedoch – und das ist die tatsächliche Kernkompetenz der Universität – sind gute Lehrangebote für alle, die Einbindung in die Forschung und die Ermöglichung eigener wissenschaftlicher Arbeit, um Lust auf das Studium zu entfachen und aufrechtzuerhalten.

Dabei kann ich nur dazu aufrufen, gemeinsam zu gestalten und alle Gruppen der Universität mitzunehmen. Wir alle sind daran interessiert, unsere Universität auch ganz abseits von ökonomischen Kriterien zu verbessern; Die Stärken der Universität zu erhalten und auszubauen. Fast alle haben Ideen, wie das Studium verändert und Prozesse vereinfacht werden können. Deshalb sollten alle einbezogen werden, aber es sollten sich auch alle selbst einbeziehen. Das bringt Aufwand mit sich, das ist klar.

Wenn wir das jedoch schaffen, sind die Grundsteine gelegt um das aktuelle

Akademische Jahr zu einem erfolgreichen zu machen. Nicht unbedingt im Sinne des Marktes, aber im Sinne der Universität.